

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIX.

№ 6.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande.

III.

Die Flucht des Dr. Reis und der Missionare nach Süden ging nur langsam und unter großen Hindernissen von Statten. Reis litt seit dem Morgen an Gallenfieber, und kaum begannen sie den Aufstieg in das Gebirge, als ein heftiges Unwetter losbrach und sie zwang, unter einem Felsen Zuflucht zu suchen, wo der Reisende die Besinnung verlor. Am nächsten Tage (17. April) erreichten sie den Gipfel und drei Tage später nach vielen Strapazen, Insektenplagen und Entbehrungen Mông Nham; diese vier Tage sind die einzigen während der ganzen Reise, an welchen Reis seine meteorologischen Beobachtungen unterbrechen mußte. In Mông Nham fand er noch vier von seinen schwersten Kisten wieder, welche glücklicher Weise noch nicht nach Mông Ngan geschafft worden waren. Das Dorf war fast verlassen, da seine Bewohner mit aller ihrer Habe vor den herannahenden Hôs in die Berge geflüchtet waren. Der Thiao Mông (Stadthaupt) war nicht zu finden, denn ihm hatte die Frau des Utna Tho (Bruder des Königs der Phüông), die in Abwesenheit ihres Mannes den Befehl über die Ortschaft übernommen hatte, ihre Kinder und Kostbarkeiten anvertraut, und er mußte zu ihrer Bewachung im Walde bleiben. Dies theilte sie ihm selbst mit, als sie Abends mit einem Theile der Bewohner von Mông Nham in die Ortschaft einzog. Das war nicht mehr dieselbe, durch Opiumgenuß abgestumpfte Frau, wie sie Reis einige Tage zuvor hatte kennen gelernt; in Folge der Gefahr hatte sie die Energie, die den Frauen ihrer Rasse eigenthümlich ist, wieder gewonnen und gab mit viel Bestimmtheit und kaltem Blute ihre Befehle. Dem Reisenden sind die Frauen

im Laos-Lande stets viel tapferer vorgekommen als ihre Männer.

Da die Hôs jeden Augenblick anlangen konnten, so galt es, sich zu eilen. Dazu brauchten die Missionare, welche in südöstlicher Richtung nach Annam zurückkehren wollten, mindestens zwei Leute, um den erforderlichen Reisvorrath für acht Tage zu tragen, während Reis zwei Männer und ein Boot nöthig hatte, um den Nam Schan hinabfahren zu können. Nur mit Gewalt konnten sie sich den erforderlichen Reis verschaffen; dann gelang es Reis, der im Bette des Flusses selbst entlang watete, unter Bambus versteckt eine Barke aufzufinden, während die Missionare zwei Träger für sich und zwei Ruderer für ihn anwarben. Drei Stunden genügten, das Boot in Stand zu setzen und es von außen mit Bambus zu bekleiden; dann trennten sich die drei Landsleute und unser Reisender fuhr den Fluß, den er erst vor Kurzem hinaufgefahren war, wieder hinab, was ziemlich glücklich von Statten ging. Zweimal wurde das Boot allerdings in Stromschnellen mit Wasser angefüllt, aber jedesmal blieb es Dank der Bambubekleidung flott. In solchen Katastrophen, wo das Fahrzeug wie ein Pfeil zwischen den das Flußbett erfüllenden riesigen Felsblöcken dahinschießt, bedarf es von Seiten der Ruderer einer Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit ohne Gleichen. Reis hatte keine Geschenke mehr zu vergeben und besaß kein Gong mehr, um seine Ankunft anzuzeigen, aber dennoch wurde er bei seiner Thalfahrt überall, wo er sich aufhielt, mit großer Freundlichkeit empfangen und erhielt von den Eingeborenen Fisch, Eier und Früchte zum Geschenke. Am 25. April

verweilte er in Molican, wo er die Königstochter Nanswai wiedertraf, die nach dem Falle von Mông Ngan sich dort bei ihrem jungen Bruder niederzulassen gedachte. Dort wohnte er auch dem Feste bei, welches alljährlich zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes gefeiert wird, und bei welchem die Buddhafiguren gebadet werden oder zu trinken erhalten. Abends theilte sich die ganze Bevölkerung an der Festesfreude, die Frauen tragen Blumenkränze im Haare, die jungen Männer und Mädchen begießen sich gegenseitig mit Kübeln Wassers und die ganze Nacht hindurch ertönen lustige Lieder und endloses Lachen. Wer hätte bei solchem Treiben vermuthen können, daß wenige Tagereisen davon die Stammesgenossen dieser Leute von unerbittlichen Feinden aus ihren Sizen verjagt und niedergemetzelt wurden?

Am 27. April endlich befand sich Neis wieder in Bun Rang gegenüber dem Einflusse des Nam Schan in den Mekong; die Kenntniß, welche er sich vom Lande der Phüong verschafft hatte, hatte er theuer genug bezahlt, aber dennoch freute er sich der bei dieser Reise gewonnenen Ergebnisse.

Nun fuhr Neis, wie vor ihm der Kommandant de Lagrée, den Mekong hinauf und erreichte am ersten Mai Pon Pissay. Dort war die Cholera verschwunden. Ihr war auch der dortige Gouverneur zum Opfer gefallen, in Folge dessen die Mandarinen, welche dem Reisenden großen Einfluß bei dem Könige in Bangkok beimaßen, einer nach dem anderen kamen und um seine Fürsprache behufs Erlangung der Gouverneurstelle baten. Diesen Umstand benutzte Neis,



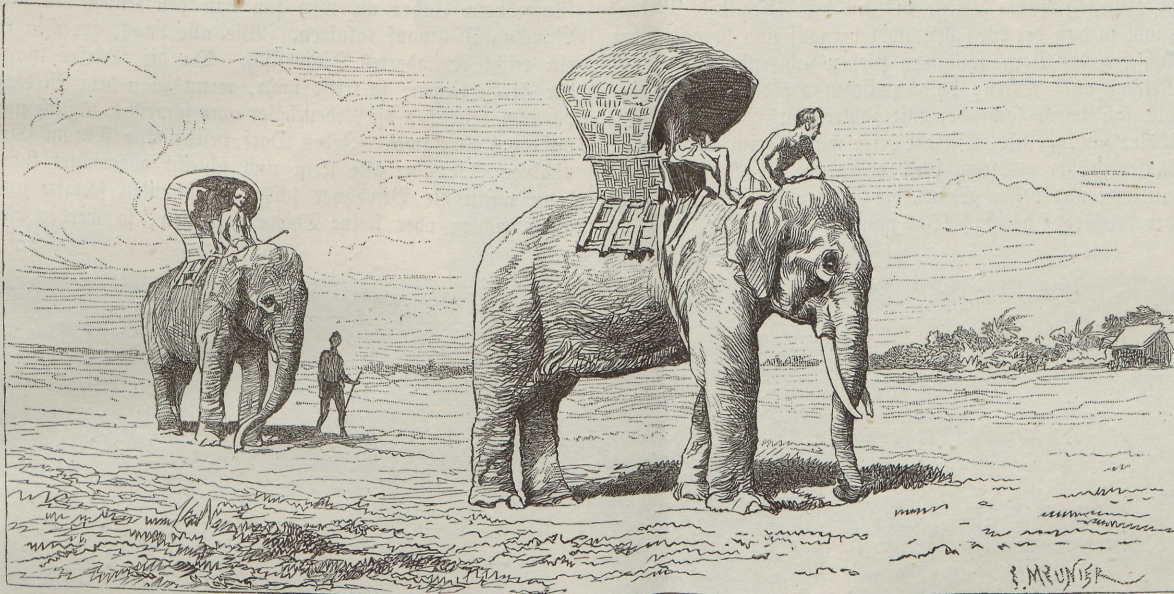
Vorbereitungen zur Befahrung des Nam Schan.

um sich sofort Boote und Ruderer zu verschaffen und gleich am folgenden Morgen seine Fahrt fortzusetzen; denn in Pon Pissay gab es weder einen Markt, noch chinesische oder birmanische Kaufleute, bei denen er sich hätte von Neuem mit Matten, Geschirr u. s. w., was alles er in Mông Ngan hatte zurücklassen müssen, versehen können. Der nächste bedeutendere Ort Nonkay ist dagegen der größte Markt im Laos-Gebiete mit zahlreichen chinesischen und birmanischen Kaufleuten, welche europäische und chinesische Waaren, die fast alle von Bangkok kommen, feil halten. Dort hatten die Beamten bereits von dem Mißgeschick des Reisenden im Lande der Phüong gehört und fürchteten, dafür verantwortlich gemacht zu werden, weshalb ihm der blinde Gouverneur Ersatz für seine Verluste

in Silber oder in Gegenständen anbot. Dies wies er zurück, nahm aber Einladungen zum Essen oder die reichlichen Sendungen von zubereiteten Speisen an, welche ihm täglich von mehreren Seiten zugingen; die Küche der reichen Laos ist ebenso complicirt, wie die chinesische und, wenn man sich daran gewöhnt hat, durchaus nicht zu verachten, namentlich in dem Falle des Reisenden, der ja längere Zeit hindurch nur von Neis gelebt hatte. Als dieser dann am dritten Tage seines Aufenthaltes am Fieber erkrankte, ließ der Gouverneur sogar in sämtlichen Pagoden der Stadt die Nacht hindurch die Priester wachen und beten, um den bösen Geist des Fiebers zu vertreiben. Welch ein Gegensatz zu den kurz zuvor überstandenen Strapazen und Widerwärtigkeiten im Lande der Phüong! Trotz des

Drängens des Gouverneurs setzte Neis seine Reise bald fort; denn die Regenzeit begann schon und Luang Prabang, wo er seinen Instruktionen gemäß überwintern sollte, war nur durch eine mehr als einmonatliche Reise zu er-

reichen. Drei Tage verwandte er noch auf einen Besuch der Ruinen von Vien-Schan, der alten Hauptstadt des mittleren Laos-Landes, dann fuhr er weiter stromauf und erreichte nach Ueberwindung zahlreicher und besonders



Laotische Elephanten mit ihrem Reitzenge.

gefährlicher Stromschnellen die Stadt Kieng Kang, die dort liegt, wo der Mekong-Strom der Stadt Bangkok sich am meisten nähert. Man hat deshalb schon daran gedacht, dort die geplante Eisenbahn von Bangkok nach dem Mekongenden zu lassen; leider aber liegt Kieng Kang in einer

armen und spärlich bevölkerten Gegend, dann ist gerade dort, oberhalb wie unterhalb der Stadt, der Mekong, der überhaupt nur als eine ziemlich schlechte Handelsstraße gelten kann, besonders schwer zu befahren, und drittens würde die Eisenbahn in einer Sackgasse enden. Denn



Uebergang über den Nam Hun.

man könnte sie weder nordwärts nach Luang Prabang fortsetzen, wo ihr eine Bergwildniß Halt geböte, noch ostwärts nach dem reichen Gebiete von Nonkay, wo zahlreiche Zuflüsse des Mekong und besonders tiefe Sümpfe der Er-

bauung eines Schienenweges bedeutende Hindernisse bereiten würden.

Drei Tagereisen oberhalb Kieng Kang liegt Paklay; dort verließ Neis den Mekong, ging eine Tagereise weit in

nordnordöstlicher Richtung nach Mông Da und ritt von da nordwestlich über Land nach Luang Prabang, eine Reise, die vor ihm nur sein Landsmann Mouhot gemacht, jedoch nur sehr unvollkommen beschrieben hatte. Die Wasserscheide zwischen Menam und Mekong ist dort sehr hoch, und von ihr ziehen sich die Berge bis an das Ufer des Mekong hinab, so daß der Weg beständig bergauf und bergab führt. Zwischen den Bergausläufern fließen zahlreiche Zuflüsse des Mekong nach Osten, bald zwischen Höhen eingeschlossen, bald sich durch lachende, mit zahlreichen Dörfern besetzte Thäler schlängelnd. Diese Dörfer waren reinlicher und die Häuser größer als sonst im Laos-Lande; die Bewohner sind stattlicher und besser gebaut, die Frauen hübscher; leider ist aber der Kropf häufig. Das ganze Gebiet wurde vor kaum

zwei oder drei Generationen von Schwarzbauch-Laos (Lao Kôn Dâm) bevölkert, welche durch einen Einfall der Birmanen aus dem Lande nördlich von Kieng Mai vertrieben worden waren. Die eigenthümliche Sitte, welcher sie ihren Namen verdanken, haben sie beibehalten: jeder Mann vom fünfzehnten Jahre an läßt sich von den Knien bis zum Bauchnabel hinauf tatuiren. Wie alle Laos, sprechen sie ein leicht verändertes Siamesisch. Da die Dörfer längs der Flüsse liegen, so trifft man, wenn man dem Mekong parallel reist und die Nebenthäler quer schneidet, täglich nur auf eins oder zwei. Jedes Dorf besitzt eine Anzahl Elephanten, die aber alle klein und schlecht abgerichtet sind; denn wenn die Bewohner schöne Elephanten fangen und gut abrichten oder kleine Thiere aufziehen, so werden die-

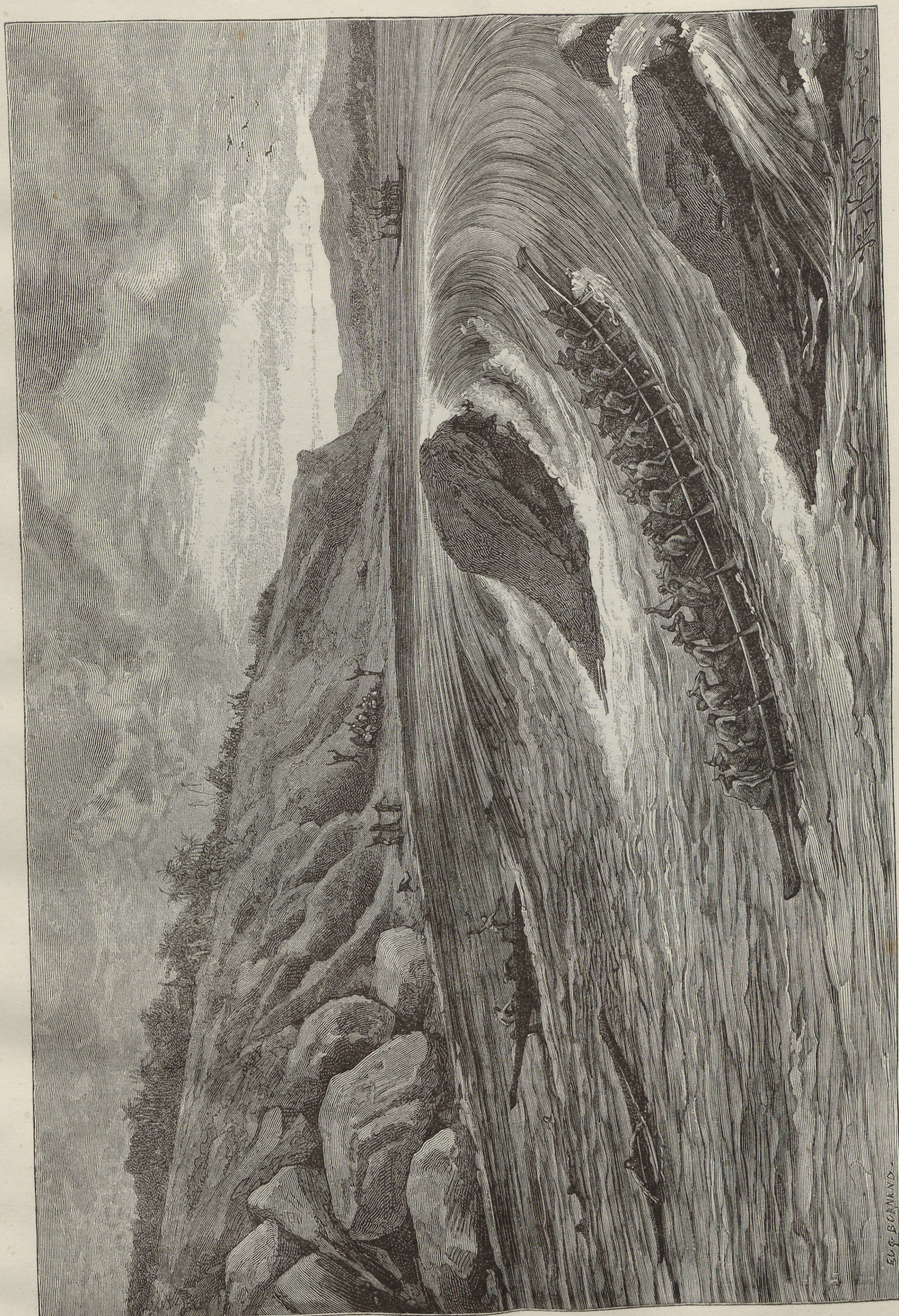


Des Reisenden Hütte in Luang Prabang.

selben entweder bald verkauft oder ihnen für den Hof in Luang Prabang oder Bangkok weggenommen. In Folge dieses Umstandes, sowie der sehr schlechten Wege war die Reise nach Luang Prabang eine äußerst ermüdende; den ganzen Tag saß der Reisende in seinem engen, nothdürftig befestigten Käfig, mitunter bis 13 Stunden hinter einander, und bequeme sich nur in den dringendsten Fällen zum Absteigen. Nur hin und wieder genoß er eine schöne Aussicht von der Höhe eines Berges aus oder erfreute sich, wenn er stundenlang in dem Bette eines kleinen Flusses entlang ritt, an der dichten Laubwölbung, welche denselben einfaßte und beschattete. Oft aber mußte er die sumpfigen Niederungen durchziehen, wo die Vegetation unbedingte Herrin ist, von wo selbst die Vögel sich zurückziehen und der starke Duft

der Arum und Orchideen nur allzu sehr an das drohende Fieber erinnert. Abends fand er in den Dörfern der Schwarzbäuche freundliche Aufnahme; da seine Leute stets zu ermüdet waren, ließ er nicht für sich kochen, sondern aß von den scharf gepfefferten, einheimischen Gerichten, unter denen in Fett gebratene Seidenraupen-Puppen und eine Art großer, im Sande der Flüsse lebender Grillen glücklicher Weise nicht allzu oft vorkamen. Diese Gastfreundschaft wurde gewährt, ohne daß die Leute dafür Bezahlung nehmen wollten.

Allmählich begann die Regenzeit mit ganzer Kraft, so daß die Zuflüsse des Mekong schwer furthbar wurden. Einmal sogar, beim Kreuzen des Nam Hun, verloren die Elephanten den Boden unter den Füßen und mußten etwa



Wettrudern in Xieng Ngum.

ED. BORNAND.

20 m weit eine starke Strömung, die sie mit sich fortzureißen drohte, durchschwimmen. Nach 10 Tagen war der Mekong wieder beim Dorfe Thadena erreicht, von wo die Reise mit Booten fortgesetzt werden konnte. Am 8. Juni 1888 traf Neis in Luang Prabang ein.

Vom Flusse aus oder von der Spitze des kleinen Hügels im Mittelpunkte der Stadt gesehen, erscheint sie als ein entzückender Aufenthalt; aus einem wahren Walde von Kokos- und Arekapalmen tauchen die Häuser und zahlreichen Pagoden mit ihren spitzen, vergoldeten Dächern auf. Aber in der Regenzeit versinkt man tief in schwarzem, stinkendem Kothe. Die Festungsmauer mag früher wohl 50 000 Einwohner umschlossen haben, wie Hallegoix für das Jahr 1830

angiebt; jetzt ist die Zahl auf etwa 20 000 gesunken. Immerhin ist aber die Umgebung stark bevölkert und allmorgendlich strömen auf dem Markte nicht weniger als 5000 bis 6000 Menschen zusammen.

Neis erhielt sofort eine alte Pagode im Mittelpunkte der Stadt, an deren Stelle später ein eigenes für ihn errichtetes Haus trat, zur Wohnung angewiesen und wurde noch am selben Nachmittage von dem guten alten Könige empfangen. Im Ganzen blieb er acht Monate dort und konnte das Leben und die Sitten der Laos in aller Ruhe studiren; aber trotz des Entgegenkommens des Königs und der Mandarinen gehörte diese Zeit doch zu der schwersten während seiner ganzen Reise. Denn wenige Tage nach



Bambusflöße.

seiner Ankunft wurde er vom Waldsieber ergriffen, das ihn während der ganzen Regenzeit nicht wieder verließ und häufig zur Arbeit vollkommen unfähig machte.

Endlich kehrte zu Anfang Oktober das schöne Wetter wieder und mit der Sonne stellte sich auch Gesundheit ein; das Fieber verschwand und die Kräfte kehrten rasch wieder, so daß er beschloß, den bei Luang Prabang mündenden, von Osten kommenden Nam Kan zu erforschen. Er nahm nur den jungen Nô als Begleiter und wenig Gepäck mit, während alles Uebrige zurückblieb; auf Befehl des Königs begleitete ihn der alte Mandarin Synkerk mit dreien seiner Söhne, und am 11. Oktober fuhren sie in zwei leichten Barken ab, welche leicht 4 bis 5 km in der Stunde gegen den Strom zurücklegen konnten. Am ersten Tage ging alles gut; nur mußte dem angeblichen Gebrauche gemäß

in jedem Dorfe gehalten werden, um die Ruderer zu wechseln. Aber schon am zweiten Tage bemerkte Neis, daß Synkerk unter dem Vorgeben, daß die Dörfer den Fremden und seine Begleiter ernähren müßten, überall Lebensmittel requirirte und in solcher Weise genug Reis u. s. w. einsammelte, um mit seiner ganzen Familie ein Jahr lang leben zu können. In Folge dessen ging die Reise nur langsam von statten und täglich wurden vom frühen Morgen bis zum Abend nur fünf oder sechs Stunden wirklich gefahren. Bald aber riß dem Franzosen die Geduld und nur durch die Drohung, nach Luang Prabang zurückkehren und sich beim Könige beschweren zu wollen, erlangte er von dem Mandarinen das Versprechen, in Zukunft schneller fahren zu wollen.

Nach etwa 20 km östlicher Fahrt biegt der Nam Kan

um; er entspringt im Lande der Phuong unweit von dem Plateau, auf welchem die Quellen des Nam Schan, Nam Ngun u. s. w. liegen, fließt zuerst gegen Südwesten, dann nach Norden und zuletzt nach Westen. Die Schifffahrt auf ihm ist ähnlich wie auf dem Nam Schan, nur daß das Land bevölkerter ist und die Dörfer einander näher liegen. Die Laos besitzen wenig Reisfelder, treiben dabei nur wenig Handel und Fischfang, führen ein ziemlich faules, sorgloses Leben, und es geht ihnen trotz der hohen Steuern ganz gut. Sie wohnen nur längs der schiffbaren Wasserläufe; alles übrige Land haben die Khas besetzt, welche Reis, Baumwolle und Stocklack in Menge erzeugen und theils als Tribut, theils im Austausch gegen Gewebe und Ackergeräthe den Laos bringen. — Da die Dörfer sehr wenig Felder besitzen, so beginnt dicht hinter ihnen wieder der Wald, so daß die Ufer des Nam Kan ebenso malerisch sind, wie diejenigen des Nam Schan; oft kann man sich 100 Stunden von jeder Civilisation entfernt glauben und erreicht dennoch wenige Minuten später ein wichtiges Dorf.

Die Dörfer besitzen keine Sala, wohl aber meist sehr hübsche Pagoden; in letzteren aber zu übernachten, dazu wollte sich der alte Synkerk, der ein guter Buddhist zu sein vorgab, nicht verstehen, ebenso wenig wie er litt, daß man Hühner schlachtete oder innerhalb der Pagoden Fleisch aß.

Fünf Tage nach Antritt der Reise erreichte man das große Dorf Paffan gegenüber dem Distriktshauptorte Kieng Ngun, der etwa 100 km von Luang Prabang entfernt ist. Weiter zu gehen weigerte sich der Synkerk, obwohl der Fluß noch schiffbar war; weiter aufwärts, sagte er, würden die Dörfer selten und der König hätte verboten, Reis weiter vordringen zu lassen. So richtete er sich in Paffan häuslich ein und maß eine große Anzahl von Khas aus der Umgegend. Zu dieser Zeit wurde gerade in Kieng Ngun das Wasserfest gefeiert, wobei dem Reisenden der beste Platz angewiesen wurde. Mehrere Tausend Personen waren dazu von allen Seiten zusammengeströmt, um ihre Geschenke bei den Pagoden abzuliefern und dem Wettrudern zuzusehen. Die Geschenke bestanden in Silber, in Wachs, das kunstvoll in die Form von Blumen gebracht war, und in Baumwolle in Gestalt von Schweinen, Büffeln, Pferden und Elephanten, deren inneres Gerüst aus Bambu

hergestellt war. Dafür empfangen die Gläubigen von den Priestern einen Segen in Form einer Quittung, einem Stückchen Bambu, auf welchem ihre Geschenke verzeichnet stehen. Auch Reis hatte Wachsb Blumen und Kerzen geopfert und erhielt seine Quittung vom Oberpriester selbst, was ihm einige Kupien kostete; denn wie überall auf Erden leben auch hier die Pfaffen vom Altar. Für das übrige Volk werden die Bambutäfelchen, mehrere Hundert an Zahl, in wirrem Durcheinander in große Körbe gethan und von einer Estrade auf den Platz vor der Pagode hinabgeschüttet; dann kostet es ein stundenlanges Suchen, ehe jeder sein Amulet gefunden hat.

Die Regatten finden in einer großen Stromschnelle statt, welche für nicht allzu schwer beladene Boote, die am Ufer entlang gezogen werden, nicht sonderlich gefährlich, aber mit Rudern sehr schwer zu überwinden sind. Die Regatta-Boote sind 25 bis 35 m lang und tragen 40 bis 60 Ruderer. Von 15 Barken erreichten nur 6 beim ersten Anlauf den Anfang der Stromschnelle, während alle anderen zurückgeworfen wurden und einige sogar scheiterten, ohne daß sich das Volk viel um die Verunglückten kümmerte, die auch fast sämmtlich heil das Ufer erreichten.

Von Paffan aus besuchte Reis die Khas Thie in den nahen Bergen und überzeugte sich dort durch Messungen, daß diese Wilden von den Moïs an der Grenze Französisch-Cochinchinas körperlich nur sehr wenig verschieden sind. Häuser, Geräthe, Waffen, Sitten und Gebräuche sind hier wie dort dieselben. Hier wie dort muß der Reisende bei der Ankunft in einem Dorfe durch einen Strohalm gegohrenes Reiskier trinken. Der Dorfhauptling sagt zuerst mit zusammengelegten Händen dem Ankömmling einen Willkommen, dann saugt er von dem ziemlich widerlichen Getränke etwas ein und bietet es noch zwei oder drei jungen Leuten und darauf erst dem Fremden an. Denn es herrscht der Aberglaube, daß, wer vor dem Fremden trinkt, auch vor ihm sterben muß; und deshalb sichert jener Gebrauch dem Fremden ein langes Leben.

Um nach Luang Prabang zurückzukehren, sollte sich Reis nicht der Boote, sondern eines großen Bambu-Floßes bedienen, auf welchem man ihm ein regelrechtes Haus errichtete. Diese Arbeit dauerte mehrere Tage, so daß er erst am 25. Oktober die Rückreise antreten konnte.

Die Bewohner der Karolinen.

Von Emil Mezger.

I.

Die Karolinier sind ihren Sprachen nach ohne Zweifel Mikronesier, sagt Meinicke (Die Inseln des Stillen Oceans, II, 365). Denn es wird auf den Inseln nicht eine Sprache gesprochen, sondern deren sechs verschiedene (Kusaie; Bonape; eine Sprache in den kleinen und centralen Inseln; zwei auf Jap und Palau; die sechste endlich, die samoanische, in Nutuwor).

Friedrich Müller sagt in seinem „Grundriß der Sprachwissenschaft“ II, 2, S. 68: „Von den melanesischen Sprachen sind außer dem Biti näher bekannt: C. Die Sprache der Karolinen; wenigstens ist dies nach den, zwar sehr dürftigen, Mittheilungen, die C. Semper von der

Sprache der westlichen Karolinen, der sogenannten Palau-Insel, giebt, sehr wahrscheinlich.“ Ueber die Stammesverhältnisse sagt der genannte Forscher u. A. (a. a. O. S. 160): „Die Melanesier stehen sprachlich zwischen den Polynesiern und Malayen und bilden die zweite Schicht, welche auf die erste Schicht, die Polynesiern, beim Auszuge aus der malayo-polynesischen Urheimath gefolgt ist.“ Wenn wir aber die Sprache nicht als ausschließliches Kriterium der Stammverwandtschaft aufstellen und auch andere Faktoren mitstimmen lassen wollen, dürfte auf Grund der Berichte derjenigen neueren Reisenden, welche aus längerer Anschauung urtheilen, sich eine starke Vermischung zwischen

verschiedenen Rassen, Malayen, Papuas, Polynesiern und Mikronesiern, wenn man letztere als besondere Rasse gelten lassen will, ergeben, und um über die Stellung der Karoliner endgültig urtheilen zu können, müßte man zunächst die Verhältnisse der genannten Stammrassen und ihren Einfluß auf erstere feststellen, eine ziemlich unfruchtbare Aufgabe, die wir für jetzt lieber ruhen lassen wollen. Wir beschäftigen uns also im Folgenden möglichst mit dem rein Thatsächlichen. Die Zahl der Bewohner wird sehr verschieden angegeben; Meinicke glaubt dieselbe auf etwa 25 000 annehmen zu können, von denen in Rusaie 700, in Ponape 2000, in Nuk 5000, in Jap 2500, in Palau 6000, in den niedrigen Inseln gegen 9000 leben. A. R. Wallace (Australasia) giebt ihre Zahl auf 28 000 bis 30 000 Seelen an; ähnlich Dr. C. Jung (im Handbuche zu Andree's Handatlas). Hensheim giebt in seinen „Südsee-Erinnerungen“ die Zahl der Bewohner von Jap allein zu 10 000 an, während D. Emilio de Butrón hierfür einmal 1500, einmal 2000 nennt. Die höchsten Angaben ergeben für den ganzen Archipel eine Bevölkerung von 50 000 Seelen. Letzteres scheint entschieden zu hoch gegriffen, und wir möchten glauben, daß die Bevölkerung kaum mehr als 28 000 Seelen betragen kann, um so mehr, als sie notorisch im Aussterben begriffen ist. So sagt Hensheim über Rusaie (a. a. D. S. 55): „Im Jahre 1855 sollen hier noch 1100 Seelen gelebt haben, heute ist die Zahl der Bewohner schon unter 400 gesunken. Von Seuchen und ansteckenden Krankheiten ist hier nichts bekannt und vor Allem ist keine Spur jener Gebrechen zu finden, mit deren Verbreitung man immer wieder die armen Walfischfänger beschuldigen hört.“ Weiterhin deutet er als Möglichkeit an, daß die trotz der Mission in höchster Blüthe stehende Unzucht hierzu sehr viel beiträgt. Eine andere Erklärung für die Abnahme der Bevölkerung der Palau-Insel (in einem Jahrhundert von 50 000 auf höchstens 10 000¹⁾) giebt Semper („Die Palau-Inseln im Stillen Ocean“, S. 354). Er sieht die Ursache darin, daß der Kampf ums Dasein diesen Menschen zu leicht geworden sei, seitdem sie die Bekanntschaft der Weißen und der von denselben mitgebrachten Hilfsmittel gemacht haben. Früher verfertigten sie mit unfäglicher Anstrengung wunderbare Gegenstände, die sie heute noch anstaunen, aber nicht mehr herstellen können. „Mit den Beilen und Waffen aus Stein“, sagt er, „haben wir ihnen das einzige Mittel genommen, sich des schädlichen Einflusses ihrer natürlichen Faulheit und Indolenz zu erwehren. Das Eisen des Europäers folgte zu rasch auf den Stein des Wilden, so mußte der vorgebliche Segen sie hinstecken lassen an Seele und Leib.“ Es ist interessant, auch die Ansicht Kubary's, der speciell die Palau-Gruppe behandelt, hierüber zu hören. Er sieht nicht, wie die Eingeborenen, in dem „Tret“, der häufig mit gefährlichen Komplikationen verbundenen Influenza, die Hauptursache der ungeheuren Sterblichkeit. (43 Erwachsene, 15 Kinder gegen 7 Geburten in 13 Gemeinden im Verlaufe eines Jahres.) Die Ursache liegt mehr in der Unfruchtbarkeit der Frauen, ihrer Unzucht während der Jugendjahre und den abnormen ehelichen Verhältnissen (a. a. D. S. 146 u. f.).

Wo auch die Weißen mit ihnen in Berührung getreten sind, sie haben gutherzige und freundliche Menschen in ihnen gefunden; an wem die Schuld gelegen, wenn es zu Streitigkeiten gekommen, dürfte für den, welcher mit dem Gebahren weißer Seelente im Stillen Ocean bekannt ist, in den

meisten Fällen nicht zweifelhaft sein. Daß natürlich da, wo sie längere Zeit mit Europäern Umgang gehabt haben, sich mancher ungünstige Zug entwickelt hat¹⁾, kann nicht auffallen und ist eine natürliche Folge der Verhältnisse. Man findet manches Widersprechende sowohl an Charaktereigenschaften als an Aeußerungen ihrer Thätigkeit bei ihnen vereinigt. Trotz ihrer Unbesorgtheit und ihres Hanges zum freien Lebensgenuß sind sie schlaue Händler, denen es auf einen kleinen Betrug nicht ankommt; wiewohl sie in mancher Beziehung, wie in dem Baue der Boote und Häuser, eine hohe Kunstfertigkeit erreicht haben, sind sie in anderer Beziehung, z. B. was den Gebrauch von Kleidern und Hausrath betrifft, im Allgemeinen zurückgeblieben. Sie scheinen eben, soweit sich nicht noch von ihren Vorfahren her ein Rest von Energie in einzelnen Fällen erhalten hat, apatisch in ihrem Paradiese dahinzuleben; auch körperlich, sagt Hensheim (a. a. D. S. 54), sind diese Menschen, denen es doch an reichlicher guter Nahrung nicht fehlt, klein und schwächlich und sehen aus, als ahnten sie ihr bevorstehendes Ende. Auch in ihrem Benehmen zeigt sich etwas von höherer Entwicklung. Das Wort Mugul im Gegensatz zu Tokoi (schlechter und guter Gebrauch) spielt eine große Rolle, und sie beugen sich diesen Begriffen unbedingt. Während sie in ihren Handlungen in mancher Beziehung recht frei sind, beobachten sie äußerlich die Sitte und würden es als einen schweren Verstoß betrachten, die von derselben vorgeschriebenen Formen zu verletzen.

Daß sie, wenigstens vereinzelt, eine sehr große Intelligenz besitzen, scheint nach dem, was Semper S. 110 über seinen treuen Begleiter Arakalullh erzählt, unzweifelhaft. „Einen besseren Schüler, als ich in ihm hatte, wünsche ich nie zu unterrichten“, heißt es da, „denn für ihn ging kein Wort verloren.“ Es gelang ihm, Verständniß für die Bedeutung der Sammlungen Semper's, ja für europäische Zustände in ihrem Zusammenhange zu erwecken. Ähnliches wird übrigens auch von anderen Naturvölkern berichtet, wenn sich Europäer, welche die Befähigung besaßen, auf den Gedankengang jener einzugehen, eingehend mit ihnen beschäftigten.

Wenden wir uns zu den körperlichen Eigenschaften der Karoliner.

Sie sind durchschnittlich von mittlerer Größe, gut und kräftig, zuweilen selbst schön gebaut. Schwarze Augen leuchten freundlich aus den manchmal schönen Gesichtern der Frauen; leichter Bartwuchs umrahmt zuweilen die Gesichter der Männer. Ueber die Farbe der Haut sind die Berichte nicht gleichlautend; nach Einigen ist es ein ins Kupferrothe übergehendes Gelb, nach Anderen sehen sie mehr den Bewohnern Savas ähnlich. Die von Hensheim mitgetheilten Illustrationen zeigen große Unterschiede in der Hautfarbe; die Bewohner von Palau sind im Allgemeinen dunkler, die von Ponape und Rusaie heller. Daß in dieser Beziehung sich infolge von Kleidung und Gebräuchen (z. B. dem Einreiben mit Del und Kurkuma), sowie durch die vielfachen Hautkrankheiten (Schuppenkrankheit oder Ichthyosis, Ringwurm), ganz abgesehen von der natürlichen Färbung, gewisse Unterschiede entwickeln, die auf die Beurtheilung der Farbe nicht ohne Einfluß bleiben, ist leicht erklärlich.

Das Bild, welches verschiedene Besucher von den Bewohnern verschiedener Gruppen geben, zeigt häufig große Abweichungen (s. Waiz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker V, 2, S. 47 u. f.). Ob es sich hier um generelle

¹⁾ S. Kubary, „Ethnogr. Beiträge zur Kenntniß der Karolischen Inselgruppe und Nachbarhaft“, Heft I (Berlin, A. Hoyer u. Co., 1885), nennt 5000 als Maximum.

¹⁾ Dr. Grundemann in „Allgem. Miss.-Zeitschr.“ (1885, Beiblatt 5, S. 81 bis 88) spricht namentlich von Trunksucht und gesteigerter Unfittlichkeit.

Unterschiede handelt oder ob dieselben nur auf subjektive Auffassung der Besucher zurückzuführen sind, ist natürlich sehr schwer zu entscheiden; fast möchte man geneigt sein, letzteres anzunehmen. Es ist nämlich im Anfange schwer, Unterschiede bei einer fremden Rasse zu machen, und so geschieht es leicht, daß eine einzelne Persönlichkeit als Typus des Ganzen genommen wird, die eigentlich keinen Anspruch darauf hat.

Die Nahrung der Karolinier ist im Allgemeinen vegetabilisch; Brodfrucht, Kokos und Taro sind die Hauptbestandtheile, die sie auch zu schmackhaften Gerichten zu verbinden verstehen; im Falle der Noth müssen auch andere Erzeugnisse des Pflanzenreiches den Hunger befriedigen. Von animalischer Nahrung werden namentlich Fische, Schildkröten und Muscheln benutzt, Vierfüßler seltener; bei einem Liebeshmahle kommen wohl auch saftige Braten auf den Tisch. Bei der Begegnung der Herrscher werden oft 100 Schweine und Hunde geschlachtet (Hernsheim a. a. D. S. 72) und dies muß später durch den Gast erwidert werden. Auf manchen Inseln werden Fische und Fleischspeisen geräuchert. Der Gebrauch des Salzes scheint noch wenig bekannt zu sein. Von Genußmitteln ist der Tabak jetzt allgemein verbreitet; Betel wird im Palau-Archipel in derselben Weise wie auf den malayischen Inseln gekaut; die nöthigen Ingredienzien führen die Bewohner stets bei sich.

Wasser und die sogenannte Milch der Kokosnüsse sind die gewöhnlichen Getränke, doch verstehen sie es auch, stärkeren Stoff aus Palmwein und Kawa zu bereiten. Letztere wird jedoch nicht gekaut, sondern etwas reinlicher behandelt. Die abgeschnittenen und angefeuchteten Wurzeln werden mit einer Muschel gereinigt, auf einem großen flachen Steine zerklöpft und mit Wasser begossen, dann in eine Basthülle eingewickelt und mit den Händen ausgepreßt. Der Saft wird in einer Kokosnuß kredenz. Uebrigens scheint das Gebiet der Kawa auf die östlichen Inseln und auf besondere Feierlichkeiten beschränkt zu sein.

Die Mahlzeiten finden nicht regelmäßig statt. Das Feuer wird durch das Reiben zweier Holzstücke entzündet; gekocht wird häufig auf heißen Steinen in Erdlöchern, wobei man den Braten mit Sand bedeckt, auf dem dann ein Feuer entzündet wird; andere Methoden, namentlich auch der Gebrauch von Töpfen, dringt von Westen her immer mehr ein. Die Kochgeschäfte werden im Allgemeinen durch die Frauen besorgt; nur in Palau beschäftigen sich die Männer damit; selbst der europäische Einsiedler, dessen Haushaltung Hernsheim beschreibt, betrieb dort seine Küchenangelegenheiten eigenhändig.

Die Kleidung ist vielfach noch recht primitiv, in einzelnen Theilen der Gruppe fehlt sie, was die Männer betrifft, beinahe ganz. Das National-Kostüm ist ein Schamgürtel für die Männer, ein oben und unten etwas kurz ausgefallenes Grasröckchen für die Frauen, woraus sich dann vollendetere und reich verzierte Formen entwickelt haben. Im Osten und auf den Inseln der mittleren Gruppe kommt auch eine Art Mantel mit einem Loche für den Kopf vor, scheint jedoch nur bei höheren Ständen im Gebrauche zu sein.

Mit den Europäern sind auch verschiedene neue Moden eingezogen. Auf Ponape tragen die Männer über der Lendenbinde häufig noch einen Rock von einheimischer Fabrication; die Frauen bedienen sich eines Tuches nach Art des malayischen Sarongs. Auch europäische Stoffe werden verarbeitet, zum Theile nach selbst erfundenen Formen, zum Theile nach dem Muster alter abgelegter Kleider, die auf einzelnen Inseln recht gesucht zu sein scheinen. Die Einen erscheinen in einem abgelegten rothen oder blauen Hemde,

die Anderen zwingen sich in eine Uniform. Die Befehrten vertauschen die Nationaltracht mit weißer Hose, schwarzem Rocke und Strohhute, nicht gerade zum Vortheile ihrer Erscheinung.

Das Haar wird meist lang getragen, in Knoten vorn oder zur Seite aufgebunden, mit Federn und Blumen reich geschmückt; Kämme sollen nach Butrón das Zeichen der Freien sein. Der Bart wird auf den östlichen Inseln sorgfältig entfernt. Die Ohren sind (nicht selten zweimal) durchbohrt und in denselben werden allerlei Schmuckfachen, zuweilen auch Cigarren zc. getragen. Auch Halschmuck und Armbänder aus Blättern, Blumen und Muscheln sind häufig; ähnliche Ringe werden um die Füße getragen und in dieser Beziehung ein gewisser Luxus entwickelt. Auf den westlichen Inseln wird auch die Nasenscheidewand durchbohrt und geschmückt. Hier und da werden die Zähne schwarz gefärbt und läßt man die Fingernägel wachsen. Die Tatuierung ist bei den Vornehmen sehr vollständig; weniger sieht man sie bei den Frauen und bei den Sklaven kommt sie gar nicht vor. Frauen führen sie mit Fischgräten oder den Nadeln von Koniferen aus; auch kleine erhabene Narben, die auf Nacken und Schultern der Frauen durch Einschnitte in die Haut und Reizen der Wunden hervorgebracht werden, gelten in einzelnen Gegenden als Zierde. Die Frauen bemalen sich auch Wangen, Stirn, ja das ganze Gesicht, ferner Busen und Arme mit glänzender Farbe.

Die Wohnungen sind in verschiedener Form und Art, im Allgemeinen jedoch mit Geschick und sehr zierlich gebaut. Gewöhnlich bestehen sie aus hölzernen Pfosten; die Wände sind aus Rohrgeflecht gebildet, doch kommen auch Steinwände, wie auf Kusaie, vor. Zum Theile stehen die Häuser auf dem Boden, zum Theile auf Steinplatten; auf Tobi kommen Häuser mit zwei Stockwerken vor. Manchmal werden die zum Hause gehörigen, für Frauen zum Schlafen oder Essen bestimmten Nebengebäude mit einer Mauer umgeben; auf einzelnen Inseln kennt man eine besondere Küche, Magazine zc. neben dem Hause. Die Dächer werden mit den Blättern der Kokospalme oder des Pandanus gedeckt. Die Einrichtung derselben ist sehr einfach, Tische, Bänke und Bett sind beinahe ganz unbekannt. Kleine Kisten, Stangen mit Zacken dienen, um Speisen und Geräthschaften gegen Ungeziefer zu schützen. Hernsheim spricht von einem, für ähnlichen Gebrauch bestimmten Holzgerüste, dessen Gebrauch nur dem Könige und seinem Bruder erlaubt ist (a. a. D. S. 54).

Die Häuser, zu Dörfern vereinigt, liegen im Schatten der Fruchtbäume, und zwar auf den hohen Inseln regelmäßig an der Küste. In denselben findet man an einigen Orten die Ueberreste von großartigen Steinbauten. Die Straßen sind auf vielen Inseln gepflastert, die Dörfer mit Steinmauern umgeben. Alle Inseln besitzen große, für Berathungen und Versammlungen bestimmte Häuser, in denen hier und da für die Häuptlinge ein besonderer Schlafplatz reservirt ist. Ebenso giebt es gemeinschaftliche Häuser, in denen die unverheiratheten Personen beiderlei Geschlechtes die Nacht zubringen; auch dienen manche als Klubhäuser und zeichnen sich dann durch Malerei und Schnitzerei — gleichfalls Erinnerungen an eine lange vergangene Zeit — aus.

Der Landbau wird im Allgemeinen ziemlich nachlässig betrieben, nur Jap macht eine Ausnahme. Das einzige Werkzeug zur Bearbeitung der Felder ist ein hölzerner, spitzer Spaten. Wenn sie auch hier und da Hausthiere halten, ist doch von eigentlicher Viehzucht keine Rede; dagegen sind sie dem Fischfange sehr ergeben und haben darin

eine große Kunstfertigkeit erreicht. Sie gebrauchen dazu allerlei Netze und Reusen, die auf den Meeresgrund gelegt werden, Leinen und Haken von verschiedener Form, Speere, mit denen sie auch den Fang bei Nacht betreiben. Auch suchen sie Fische in Räume zu jagen, die durch Dämme und Bäume abgeschlossen sind. Manchmal werden die Fische durch auf das Wasser geworfene Substanzen betäubt, so daß sie an der Oberfläche treiben und mit den Händen gegriffen werden können. Die Frauen unterstützen die Männer kräftig bei dem Fischfange. In Palau ist die Lagune unter die einzelnen Ortschaften vertheilt und die Fischzüge geben im Allgemeinen zu allerlei Festlichkeiten Veranlassung.

Am merkwürdigsten sind die Bewohner und zwar nicht nur die der niedrigen Inseln als Seefahrer. „Wie die Möven mitunter halb fliegend auf den Spitzen der Wellen zu ruhen scheinen, dennoch aber das schnellste Schiff weit hinter sich lassen“, sagt Semper, „so flogen die leichten Kanoes über das Meer dahin.“ Wenn eines der Boote umschlug, kümmert sich Niemand darum; bald ist es wieder aufgerichtet und seines Wassers entledigt. Dem Schiffsbau liegen hauptsächlich die Bewohner der niedrigen Inseln ob; die Boote, welche sie bauen, sind auffallend zierlich. Als Basis dient dem ganzen Baue ein ausgehöhlter Baumstamm; auf demselben erhebt sich ein Bretterbau, dessen Fugen gut verdichtet sind. Die Form des Bootes ist hinten und vorn gleich, so daß sie nicht zu wenden brauchen. Das Holzwerk ist oft bemalt oder zierlich geschnitzt. Auf der einen Seite ist der Ausleger angebracht, auf der anderen die Plattform mit schützendem Dache. Der Mast ist beweglich mit großem dreieckigem Segel und daneben bedienen sie sich der Ruder. Köffelartige Instrumente dienen zum Ausschöpfen des Wassers. Anker werden nicht gebraucht. Wenn man sich der Fahrzeuge nicht bedient, läßt man sie unter Schuppen am Strande liegen. Die Schnelligkeit derselben beträgt zwei bis drei Meilen (wenn, wie es höchst wahrscheinlich ist, deutsche Meilen gemeint sind, ist die Schnelligkeit sehr groß) in der Stunde, selbst mehr. Weil sie nicht zu wenden brauchen, bleibt natürlich immer dieselbe Seite Vorseite, was ihrer Schnelligkeit zu Gute kommt.

Es sind jedoch nicht nur die Eigenschaften ihrer Schiffe, sondern auch ihre eigenen Fähigkeiten, welche die Karoliner mit zu den ersten Seelenten des Stillen Oceans machen. Es würde hier zu weit führen, wenn wir die „Medos“ (Segelarten) und die nautischen Kenntnisse der dortigen Seefahrer hervorheben wollten; wir verweisen auf den höchst interessanten Aufsatz von A. Schück¹⁾, der alles hierher Gehörige eingehend untersucht. Wenn wir uns hier nur auf das rein Thatsächliche beschränken, können wir sagen: Sie machen weite Reisen, wobei sie sich nach den Sternen richten, wagen es (auf Yap), die ungeheuren Steine, die sie so sehr hoch schätzen, mit ihren schwachen Fahrzeugen weit über den Stillen Ocean zu führen; mit allen umliegenden Gruppen sind sie in Verbindung getreten. Daß sie von der Lage derselben wenigstens ziemlich richtige Ansichten besaßen, hat schon Cantova berichtet. Wenn sie weite Fahrten zu machen beabsichtigen, halten sie alle ihre Boote nach Möglichkeit in einer geraden Linie, um die Wahrscheinlichkeit, das Land, welches sie erreichen wollen, zu erblicken, auf diese Weise zu erhöhen. Auch auf den hohen Inseln hat man Boote, wiewohl auf Yap z. B. das Holz fehlt; in Kusae haben die Fahrzeuge weder Segel noch Mast. Von Palau aus werden keine Seereisen unter-

nommen; man hat jedoch drei Arten von Booten dort, von denen die größten sich der Segel bedienen, die kleinsten mit Bambusfangen fortbewegt werden; Doppelboote werden auf den Karolinen nirgends gefunden.

Auf allen Inseln versteht man es, aus Bananensafern und einer Art Hibiscus Zeug zu weben; der Webstuhl ist einfach, die Konstruktion so, wie sie nirgends in Oceänien im Gebrauche ist. Die Stoffe werden meist mit Kurkuma gelb gefärbt. Die Fabrikation eines einfachen Artikels, der Lendenbinden, die noch trotz der Missionare unter der europäischen Kleidung getragen werden, beschreibt Fernsheim (a. a. O. 43, Aufenthalt auf Kusae) folgendermaßen: Sie werden aus der Faser der wilden Banane hergestellt, die in Salzwasser aufgeweicht, den starken, gelbglänzenden Fäden liefert. Zunächst werden die ungefähr zwei Ellen langen, roth, gelb oder braun gefärbten Fäden mit sogenannten Weberknoten an einander geknüpft und die überbleibenden Enden mit einer Muschel abgeschnitten, die man mittels einer Krebszschere scharf erhält.

Das Mädchen kauert zu dieser Arbeit auf der Erde (dabei sind die Unterschenkel auswärts neben die Oberschenkel gelegt) und läßt den Fäden mit wunderbarer Geschwindigkeit durch die Finger gleiten. Auf einem eigenthümlich geformten und manchmal mit hübschen Mustern verzierten Stocke wird nun die Kette hergestellt. An einem kleinen, in gleichmäßige Abschnitte eingetheilten Gestellchen wird die Länge der verschiedenen Fäden abgemessen, die dann abermals an einander geknüpft und um kleine in dem Boche steckende Pföcke geschlungen werden. Die fertige Kette wird über zwei Bretter geschlagen, deren eines an der Wand des Hauses und das andere an einem Leibgürtel der Weberin befestigt ist. Mit salzbeinartigen Stücken Holz oder Knochen werden die Fäden gehoben und gefent, so daß die lange flache Nadel mit dem Einschlagefaden durchgeschoben werden kann. Die Binde ist meist dunkel und beide Enden mit hellfarbigen Mustern versehen.

Wie in so vielen Gegenden hat aber auch hier der Gebrauch europäischer Erzeugnisse der einheimischen Industrie Abbruch gethan.

Flechtwerk aus Gras und Pandanusblättern dient zu Matten, besonders aber zu Körben, deren eine Art sie immer unter dem Arme mit sich führen. Zu Stricken werden Kokosfasern verarbeitet, Segel werden von Pandanusblättern verfertigt. Aus der Kopra pressen sie, nachdem sie dieselben zerrieben, mit den Händen das Del. Auf Palau verstehen sie die Verfertigung irdener Töpfe, die jetzt allerdings meistens durch unsere verdrängt werden.

Ihre Geräthschaften werden wohl gegenwärtig, soweit es schneidende oder trennende Werkzeuge sind, größtentheils importirt und namentlich spanische Eisenwaaren haben die einheimischen Erzeugnisse beinahe ganz verdrängt; 1783 dagegen fand man auf den Palau-Inseln eine einzige eiserne Art. Alle derartigen Geräthschaften wurden gewöhnlich aus Muscheln, seltener — selbst auf den vulkanischen Inseln — aus Stein verfertigt. Außerdem wird Schildpatt und Holz zum Schmuck, zu kleinen hübsch bemalten Kisten und zur Verzierung von Flechtwerk verwendet.

Im Allgemeinen darf man wohl sagen, daß die Karoliner, die sich auf sehr wenig Kleidungsstücke und Geräte beschränken, sehr viel Zeit und geistige Anstrengung auf die Verzierung derselben verwendet haben.

Eins der merkwürdigsten Erzeugnisse dieser Inseln ist aber das Geld, dessen sich die Bewohner bedienen. Am ausführlichsten berichten Kurbarry und Semper über die Arten desselben, welche auf den Palau-Inseln gebraucht werden. Dasselbe be-

¹⁾ Tijdschr. Nederl. Aadr. Genootsch. 2. Serie, Deel I. Afdeelig. Meer uitgebreide Artikelen S. 226.

steht aus Steinen, Glascherben, Stücken von Porzellan zc. Sie haben sieben verschiedene Klassen desselben, deren Werth durch die Größe und Beschaffenheit bedingt wird. Von der ersten Sorte, Brack genannt, giebt es nur wenige Stücke auf der ganzen Insel; diese sowie die beiden nächsten scheinen nur den Fürsten zu gehören und kommen nie unter das gewöhnliche Volk. Die anderen vier Arten gehören dem allgemeinen Verkehre an und der Werth der kleinsten, wie es scheint, immer eines weißen oder grünen Glasstückes, genügt kaum, um eine Hand voll Bananen zu kaufen. Alle haben gewöhnlich ein cylindrisches Loch, durch welches ein Faden gezogen wird, um das Geldstück, sei es am Halse oder in dem Rörbchen, zu befestigen. Natürlich fehlt es von Seiten handeltreibender Seeleute nicht an Versuchen, dies Geld nachzumachen; doch mißlingen dieselben meistens. Die Eingeborenen besitzen die Gabe, das echte von dem unechten zu unterscheiden und beim Abschlusse eines Geschäftes wird das Geld genau gesehen und berochen. Die Eingeborenen behaupten, dasselbe sei göttlichen Ursprunges und erzählen darüber sonderbare Sagen. Abgesehen hiervon haftet an jedem der kostbaren Geldstücke eine eigene, oft blutige Geschichte.

Eines recht unbequemen Geldes bedienen sich die Bewohner von Yap; vor den Häusern der begüterten Vornehmen sieht man eine Art großer gelber Mithelsteine; die größten sollen bis 9 Fuß Durchmesser und an der Axt bis zu 15 Zoll Dicke haben. Dieselben repräsentiren einen ungeheuren Werth. Die Eingeborenen holen dieselben von der Palau-Insel. Zu diesem Zwecke ziehen bei günstigem Winde 40 bis 50 Eingeborene in einem halben Dutzend Kanoes vertheilt aus. Wenn das Ziel der Reise glücklich erreicht und der Fürst des Landes durch Geschenke zufrieden gestellt ist, beginnt die Arbeit des Steinhauens, die einige Monate dauert; jedenfalls müssen die Arbeiter so lange anscharren, bis der Monsun die Rückreise gestattet. Außer dem Niesengelde werden dann für den täglichen Verkehr auch kleine Stücke hergestellt; die größten Stücke erhalten ihren hohen Werth wohl durch den schwierigen Transport, bei dem schon manches Kanoe mit der theuren Last den Untergang fand. Sind die Steine aber glücklich in die Heimath gelangt, so werden sie im Triumph vor der Wohnung des Häuptlings aufgestellt; eingehauene Zeichen verkünden der Nachwelt, wer den Stein bearbeitet und wer ihn nach Yap gebracht hat. Diese Steine stellen einen ungeheuren Werth dar. In neuerer Zeit scheint übrigens auch wirkliches Geld vorzukommen, während im Tauschhandel mit Europäern namentlich dem Tabak eine bevorzugte Stelle eingeräumt wird.

Es hat keine besondere Schwierigkeit, über die religiösen Vorstellungen der Karoliner etwas allgemein Gültiges zu sagen; einestheils sind nämlich die Berichte an sich ziemlich dürftig, dann liegen sie auch nur aus einzelnen Gegenden vor und es ist darum schwer zu entscheiden, ob verschiedenartige Berichte mehr in der Auffassung der Bericht-erstatler begründet sind oder aber, ob sie wirklich in von einander abweichenden Ansichten der verschiedenen Völkerschaften ihren Ursprung haben. Wir lassen zunächst einzelne dieser Berichte folgen: D. Emilio de Butrón sagt über die Eingeborenen von Yap: Es scheint, daß sie die Gottheit Machi-Machi nennen; nach dem, was man aus ihren dunklen Mittheilungen schließen kann, ist die Macht derselben sehr groß, aber sie ist sehr grausam und verursacht alle Unfälle, die der Mensch zu erleiden hat. Da jedoch der Zorn der Gottheit durch Verbrechen und Vergehen hervorgerufen wird, welche die Stämme gemeinschaftlich begehen, so darf man sagen, daß ihre Lehren doch eine ge-

wisse Moral enthalten. Sie haben keine Bilder, wohl aber gewisse Vorstellungen von einzelnen Eigenschaften ihres Gottes; z. B. dürfen die Zweige oder Stämme des Baulebaumes nicht abgerissen oder beschädigt werden. Die Officiere des „Belasco“ besuchten eines Tages das einzige gottesdienstliche Gebäude, von dem die Eingeborenen erzählten. Nachdem sie lange ihren Weg durch den Wald fortgesetzt hatten, kamen sie an eine Lichtung, in deren Mitte sich eine Hütte in Gestalt einer dreieckigen Pyramide erhob, welche das abgenommene Dach eines kleinen Gebäudes zu sein schien und der Quere nach in drei ganz leere Räume getheilt war. Auf einer Seite desselben befand sich ein schwerer Stein von unregelmäßiger Form, auf der anderen ein Haufen, gebildet aus den Schalen der Kokosnüsse, welche von einem mit der Bewachung des Heiligthums beauftragten Einsiedler verbraucht worden waren. Der Mann war gekentt worden, weil er Teilnehmer eines bei einem Europäer, der sich auf Yap niedergelassen hatte, ausgeführten Bandendiebstahls gewesen war. Unter dem erwähnten Steine befindet sich keine Höhlung und auch sonst ist nichts an ihm zu bewundern; es heißt, wenn die Könige das Volk züchtigen wollen, werden sie den Stein aufheben und in demselben Augenblick wird die Erde erzittern und das Meer sich bis zu den Dörfern erheben. Wenn ein Erdbeben eintritt, blasen sie auf einer Muschel, um den Zorn der Götter zu versöhnen; aber keiner wagt es, sich dem eingezäunten Heiligthume zu nähern oder gar den Stein aufzuheben, und die Führer, welche die Officiere begleiteten, gaben Zeichen der abergläubigsten Furcht. Zur Seite dieses Steines befindet sich der heilige Baulebaum. Die Einwohner glauben an die Unsterblichkeit der Seele; die Geister der Bösen gehen nach der Palau-Insel, um Geld zu suchen, gewöhnlich aber gehen sie bei Nacht in den angrenzenden Wäldern um; die bei der Geburt gestorbenen Frauen kehren ebenfalls bei Nacht zu ihren Hütten zurück, wo sie mit vielem Lärm Thüren und Fenster in Bewegung setzen.

Meincke's Urtheil über Religion im Allgemeinen läßt sich etwa in folgenden Worten zusammenfassen: Sie unterscheiden höhere und niedere Gottheiten; von ersteren kennen die Bewohner der centralen Inseln drei, Vater, Sohn und Enkel; von einigen auf den größeren Inseln verehrten Göttern weiß man nichts Näheres. Die niederen Götter sind offenbar aus dem Ahnenkultus hervorgegangen und tragen verschiedene Namen. Bilder der Götter werden nirgendwo erwähnt, ausgenommen auf Tobi und Nukwoor, dagegen soll der Glaube allgemein sein, daß die Götter zu Zeiten Thiere und Menschen, ja selbst leblose Gegenstände zum Aufenthaltsorte wählen. Eigentliche Tempel, und zwar für die beiden Geschlechter besonders, bestehen in verschiedener Form auf einzelnen Inseln.

Wie übrigens Semper berichtet, findet man in Palau eine eigenthümliche Erscheinung: ein Jeder hat da sein Kalid (geheiligteten Gegenstand), welches mit dem Totem der Indianer identisch ist; er läßt es dahingestellt, ob dies ein Erbstück der Vorfahren ist oder auch mit den Anschauungen über das Seelenleben nach dem Tode zusammenhängt. Was er darüber sagt (S. 87 u. f.), verdient Aufmerksamkeit.

Priester giebt es auf allen Inseln, zuweilen auch Priesterinnen. Sie leiten den Gottesdienst, hauptsächlich auch das Befragen der Orakel. Zuweilen liegt die Priesterwürde in der Hand der Häuptlinge; Opfer, namentlich an Lebensmitteln und Blumen, werden auf einem Altar niedergelegt, der Gottesdienst nach einem gewissen Formular gehalten. Vielfach oder meistens giebt eine besondere Ver-

anlassung Gelegenheit zur Ausübung des Gottesdienstes; aber es giebt auch wirkliche vorher festgesetzte Feste, die Monate dauern (wie auf Jap und Morilen). Während dieser Zeit treten gewisse Beschränkungen ein, z. B. darf auf Ruß während derselben kein Boot ein Segel führen. Tänze spielen bei solchen Gelegenheiten eine große Rolle. Unangenehme Ereignisse sucht man durch Beschwörung zu verhüten, doch bedient man sich derselben auch, um Anderen zu schaden.

Der Glaube an das Tabu (Tapu) ist ebenso wie bei

den Polynesiern vorhanden; am meisten scheint es mit den auf die Fortpflanzung bezüglichen Vorgängen in Verbindung gebracht zu werden. Häufig damit verwechselt wird — wiewohl es uns nicht identisch hiermit zu sein scheint — das Blut, welches der Häuptling ausspricht (Semper, S. 99), sei es, um zu strafen, sei es aus weiser Sorgfalt. Der Glaube an ein künftiges Leben ist alt und verbreitet; die Ansichten über den Aufenthalt der Seelen sind jedoch sehr getheilt, bald wohnen dieselben in der Luft, bald in einem von tiefen Gräben umringten Lande.

Ein Besuch auf den Galápagos-Inseln.

(Bericht des Grafen Robert Paulofini.¹⁾)

Es ist bekannt, daß die Galápagos-Inseln sich zu beiden Seiten des Aequators ungefähr 90 Seemeilen weit ausdehnen, von der Küste von Amerika 600 Meilen weit entfernt sind und in politischer Beziehung zu Ecuador gehören. Von Spaniern entdeckt, wurden sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein Zufluchts- und Versammlungsort für die Seeräuber, welche jene Gewässer heimsuchten, eine Folge ihrer sicheren und wenig bekannten Lage, des Reichthums und der Fruchtbarkeit ihres Bodens.

Die wichtigsten sind: Albemarle, Chatham, Charles, Indefatigable, James und Harbourough, abgesehen von einer ganzen Reihe von kleineren Inseln und Inselchen. Die Namen sind englisch und rühren wohl von den Seeräubern her, welche sie oft besucht haben. Die hydrographische Aufnahme derselben wurde besonders von Fitzroy gemacht, der sie mit dem „Beagle“ 1835 besuchte. Albemarle, die größte Insel der Gruppe, ist 60 Meilen lang und 15 Meilen breit, die höchste Spitze liegt 1400 m über dem Meere. Alle diese Inseln sind von vulkanischer Formation; Darwin schätzt die Zahl der Krater auf 2000. Obwohl die Inseln beinahe unter dem Aequator gelegen sind, ist die Hitze nicht übermäßig und nicht so erstickend, wie in Mittelamerika, weil man, sobald man nur ein wenig über den Meerespiegel ansteigt, durch eine lustige Brise erfrischt wird. Unter diesen Umständen ist der Gesundheitszustand ein sehr guter, was schon daraus hervorgeht, daß die Besatzung des italienischen Schiffes „Vettor Pisani“, welche während ihres dortigen Aufenthaltes Anstrengungen und Strapazen ausgesetzt war, sich vollkommen wohl fühlte.

Der Anblick, den die Inseln bieten, ist sehr freundlich; es ist nicht nur die Abwechslung von Farben, welche das Auge überrascht, sondern auch die bald ebene, bald gebirgige Configuration der Gruppe. Nahe am Strande ist die Vegetation niedrig und verkümmert, aber über 300 Fuß Höhe hinaus wird sie um so reizender und gleicht keiner Tropenvegetation, sondern derjenigen einer gemäßigten Zone; man könnte sich eher in Italien als unter dem Aequator wähnen. Ueber die Höhe von 700 bis 800 Fuß hinaus verschwinden die Bäume beinahe vollständig, um ausgedehnten Weiden Platz zu machen, wo in voller Freiheit Hunderte von Kindern, Eseln und Pferden herumlaufen; dieselben sind auf den Inseln nicht einheimisch, sondern

gelegentlich eines Colonisationsversuches in kleiner Anzahl dorthin verpflanzt worden.

Wenn die Fauna auch nicht reich ist, ist sie doch sehr charakteristisch; einige sonderbare Reptile, *Amblyrhynchus cristatus* und *A. Demartii*, die erste eine Wasser-, die zweite eine Landeidechse, die von Darwin beschrieben sind, einige Vogelspecies, meist zu den Passeres gehörig, deren Farben nicht gar zu lebhaft sind, viele Seebügel an der Küste, worunter zahlreiche Pelikane, gehören zu derselben. In früherer Zeit waren die Landschildkröten (*Testudo indica vel elephantopus*) eine große Hilfsquelle für die Inseln, indem sie eine sehr gute Nahrung lieferten und ein Gewicht bis zu 150 Pfund erreichten; ihnen verdankt die Gruppe auch den Namen. Die Thiere sind in Folge der fortwährenden Jagd, die man auf sie gemacht hat, beinahe verschwunden; Fische giebt es im Ueberflusse und es war leicht, in wenigen Stunden die ganze Mannschaft des „Vettor Pisani“ damit zu versehen. Alle Inseln haben viel Wasser (größtentheils Regenwasser), was mit eine Ursache ihrer Fruchtbarkeit ist.

Der „Vettor Pisani“, der am 12. März 1884 von Panama abgegangen war, erreichte die Galápagos am 21., und der Kommandant, welcher mit dem Gründer der kleinen Kolonie auf Chatham, Herrn Cobos, Verbindungen anknüpfen wollte, warf in der Nähe der genannten Insel Anker. Am folgenden Morgen machte sich eine kleine Expedition auf den Marsch, um diesen Herrn aufzufuchen und brachte ihn Abends mit an Bord. Auf seinen Rath ankerte man am 23. März in Porto Chico, der vermessenen und „Porto Vettor Pisani“ genannt wurde. Während die hydrographischen Arbeiten vorgenommen wurden, machte sich ein Theil der Officiere in Begleitung des Eigenthümers zu Pferde auf, um sein Gut zu besuchen. Unterwegs hatte man Gelegenheit, die Fruchtbarkeit des Bodens zu bewundern; viele Photographien wurden aufgenommen, und gegen Abend kehrten die Officiere an Bord zurück. Die Boote, welche bei der Aufnahme beschäftigt gewesen waren, brachten eine Menge mit dem Ruder erschlagener Robben mit, deren Leber und Gehirn gegessen und sehr gut gefunden wurden. Am 25. März ging das Schiff in einer kleinen Bai der Insel Charles oder Floreana vor Anker, die in früherer Zeit die Verbindung der Strafkolonie Floreana mit dem Meere vermittelte. Einige Worte über diese Kolonie mögen hier folgen.

Der Herr Billamil aus Guayaquil machte im Jahre 1832 der Regierung von Ecuador den Vorschlag, Herden

¹⁾ Aus dem Augustheft 1885 des Bolettino della Società Geografica Italiana.

auf die Galápagos einzuführen, wenn ihm der Besitz der Weiden und der Nachkommen seiner Heerden bewilligt würde. Die Regierung nahm den Vorschlag an; Herr Villamil brachte Rinder, Pferde, Esel und Schweine auf die Inseln, und die Thiere vermehrten sich in Folge der guten Weide und des zuträglichen Klimas sehr bedeutend. Der Besitzer hatte bei seinen Besuchen ihre Fruchtbarkeit erkannt; er schlug nun vor, auf „Charles“ eine Strafkolonie zu gründen, die unter dem Namen „Floreana“ ins Leben trat. Man fing an, Ackerbau zu treiben und alles schien einen bedeutenden Erfolg zu versprechen, aber vielleicht aus Mangel an Disciplin verfiel die Kolonie nach einigen Jahren, die Sträflinge verließen sie nach einander und Villamil, der große Verluste erlitten hatte, blieb auf dem Festlande. Gleichwohl wurde die Insel nicht ganz verlassen; sie gewährte vielmehr im Jahre 1861 einem neuen Robinson Crusoe ein Asyl. Cobos erzählte die Geschichte dieses Mannes, den er „den Alten“ nannte, in folgender Weise: Er kam mit einer gewissen „Kompagnie Clarke“ auf die Insel, um Vortheil aus den zahlreichen Heerden zu ziehen und hatte sein kleines Kapital dabei eingelegt; als die Kompagnie die Insel verließ, ließ man ihn dort, man weiß nicht, aus welchem Grunde, mit einem kleinen Vorrathe von Lebensmitteln zurück. Er gründete in einer Höhle, die er mit den ihm gelassenen Hilfsmitteln vervollkommnete, ein Heim; die italienischen Officiere fanden dort mit unvollkommenen Instrumenten aus dem Steine gehauen einen Sitz, einen Feuerherd und ein Bett. Dieser Mann hat während seines sechsjährigen Aufenthaltes von Kräutern, Früchten, und auch, wie die Knochen beweisen, von jungen Kälbern gelebt; hier und da im Inneren fand man noch einige Jagdreisen, deren er sich vermuthlich für gewisse Arbeiten bedient hatte. Cobos traf ihn, als er die Insel besuchte; später kehrte „der Alte“ nach seinem Vaterlande, Kalifornien, zurück.

Man blieb den ganzen 26. März auf diesem Ankerplatze und machte Ausflüge auf der Insel; von der Niederlassung fanden sich nur noch wenige Ueberreste, dagegen trifft man die Spuren der Kolonisten noch in den vielen Fruchtbäumen. In einer großen Schlucht, deren Grund mit Wiese bedeckt zu sein schien, sah man viele Pferde und Esel, welche bei der Ankunft der Besucher schnell flüchteten. Der Anblick der Landschaft war herrlich, die verschiedensten Schattirungen von Grün fügten sich da zu einem Ganzen und nach dem erquickenden Regen, der allerdings das Sehen auf dem Grafe ziemlich beschwerlich macht, athmet man die balsamische Luft in vollen Zügen; die Scene wurde belebt von kleinen Vögeln, die zum Theil in schönen Farben prangten und so zahm waren, daß man sie mit einem Stocke hätte treffen können. So wanderte man einige Kilometer durch eine prächtige Landschaft.

Am 27. März ging man nach der Insel „Indefatigable“, um in der Conway-Bai zu ankern, wo man bis zum 29. blieb. Während dieser Zeit ging ein Boot nach der Duncan-Insel, um Schildkröten zu fangen, konnte jedoch, obgleich verschiedene, die man bis auf 80 Pfund schätzte, gesehen wurden, keine erbeuten. Der Berichterstatter ging am Tage nach der Ankunft ans Land, um zu jagen, und erlegte einige Enten, einige kleine Rebhühner und Seevögel, die in großer Zahl vorhanden und durchaus nicht scheu waren; sie ließen sich beinahe mit der Hand greifen.

In der Nähe des Meeres ist Alles voller Klippen, die Eisenschlacken gleichen und, wenn man darüber geht, einen metallischen Ton von sich geben; sowohl durch die Unregelmäßigkeit des Terrains als durch die scharfen Kanten der Steine wird das Gehen dort ziemlich anstrengend. Er

erblickte eine ungeheure Menge von riesengroßen Kaktus, die auch auf den anderen Inseln gesehen wurden, und viele Rhizophoren, die bei dem Eintreten der Fluth ganz im Wasser stehen; in der Nähe der Küste fand er kleine Lachen, wohin die Vögel in großer Menge kommen, um ihren Durst zu löschen. In der Nähe derselben und im Allgemeinen in der Nähe der Küste ist die Zahl der Stechfliegen eine solche, daß man beim Landen von Wolken solcher Thiere, welche dem Besucher sehr unangenehme Stiche beibringen, überfallen wird. Er konnte nicht ins Innere der Insel vordringen; denn es bestand kein Weg und des gebirgigen Bodens wegen würde der Marsch mühsam gewesen sein und zu lange gedauert haben; doch hörte er von Cobos, daß diese Insel die fruchtbarste und wasserreichste der Gruppe sei.

Am 29. März ging man nach dem Hafen „Bettor Pizani“ zurück, wo man in den Vormittagsstunden am 30. ankam, die hydrographischen Arbeiten vollendete und das Schiff verproviantirte; man kaufte die Ochsen um 50 Francs per Stück, auch einige andere Lebensmittel wurden von der Hacienda Cobos erstanden; der Berichterstatter brachte dort noch einen Tag zu und sammelte noch einige Nachrichten über die Niederlassung, die wir gleich mittheilen wollen; am 31. nahm man Abschied von der Insel und ihren Bewohnern.

Manuel Cobos kam im Jahre 1865 nach den Galápagos-Inseln, um die damals im Ueberflusse dort vorkommende Kochelia zu sammeln. Er machte diese Spekulation zusammen mit Monroy, und in den Jahren 1865 bis 1869 wurden 20 000 Centner der werthvollen Pflanze ausgeführt. Die Kochelia ist eine Schmarotzerpflanze von aschgrauer Farbe, nach Art eines Strauches, deren cylindrische Zweige von der Stärke eines Bindfadens aus der Wurzel hervorkommen; die Pflanze wächst auf Bäumen und Sträuchern, auch auf Steinen in trockener und salzhaltiger Gegend, wie an der Meeresküste. In geeigneter Weise mit Alkalien behandelt giebt sie einen geschätzten Farbstoff von violetter Farbe. In Guayaquil wird der Centner (46 kg) für 9 bis 10 Pesos (à 4,20 Francs) verkauft; in Europa beträgt der Werth der Tonne 45 bis 55 Pfd. St. Cobos und Monroy hatten für jenes Unternehmen 120 bis 130 Leute, zwei Goeletten von 60 und 15 Tonnen und vier große Boote in ihrem Dienste.

Im Anfange brachte ihnen ihr Unternehmen sehr großen Gewinn, da keine Abgaben an die Regierung auf denselben drückten, aber später verlangte die Regierung 4000 Pesos pro Jahr und der Ertrag verminderte sich bedeutend. Doch hat Cobos bei jenem Unternehmen nach seiner eigenen Angabe im Laufe von vier Jahren 70 000 Pesos gewonnen. Cobos, ein energischer Mann, hatte jedoch während jener Zeit sich schon nach anderen Einnahmequellen umgesehen. 1867 gründete er auf Chatham eine kleine Kolonie, wo er Geschäfte mit den Häuten der Thiere machte, welche in großer Zahl über die Insel verbreitet waren und die, wie schon erwähnt, Villamil dort eingeführt hatte. Da letzterem nach seinem mit der Regierung von Ecuador abgeschlossenen Vertrage die Heerden gehörten, so mußte Cobos mit ihm ein Uebereinkommen abschließen, auf Grund dessen er ihm für jedes getödtete Thier 5 Pesos bezahlen sollte. Da aber das Geschäft größtentheils eine Vertrauenssache war, begreift man, daß aus demselben leicht Streitigkeiten und Unregelmäßigkeiten entstehen konnten.

Cobos, der, nachdem die Kochelia beinahe von der Insel verschwunden war, kein Interesse mehr hatte, dort zu bleiben, begab sich 1869 nach Kalifornien, wo er sich bis Ende 1879 aufhielt; er reiste in dieser Zeit in den Vereinigten

Staaten umher, wo er sich größere Bildung und mehr Weltkenntniß erwarb. 1879 kehrte er mit mehr als 100 Mann nach Chatham zurück, um dort eine Kolonie zu gründen und in großem Maßstabe Handel mit den Erzeugnissen der Heerden zu betreiben; das ganze Jahr 1879 wurde durch die Vorbereitungen dazu in Anspruch genommen.

Eines Tages sah er jedoch zufällig, daß eine Zuckerrohrpflanze, die von einem seiner Leute dorthin gebracht worden war, sich zu ganz außerordentlicher Größe entwickelt hatte. Er kam daher auf den Gedanken, daß das Anpflanzen von Zuckerrohr dort Aussicht auf Erfolg haben müsse, und, nachdem er einige Proben gemacht hatte, deren Ergebnis befriedigend war, entschloß er sich, der Viehzucht zu entsagen, um sich ganz und gar dem Ackerbaue zu widmen.

Dies ist der Ursprung der von Herrn Cobos gegründeten Hacienda, die nur sehr wenig mit den Musterwirtschaften, die man in Italien kennt, gemein hat; der Unterschied liegt nicht nur darin, daß man ganz andere Gegenstände anbaut, sondern auch in der ganz abweichenden Organisation des Arbeiterpersonals. Folgendes möge zur Erläuterung dienen: Wenn der Reisende von seinem Schiffe an Land geht, sieht er zunächst eine kleine Hütte, in der Segel- und Fischereigeräth aufbewahrt wird; von hier steigt mit mäßiger Erhebung eine wenige Meter breite Straße an. Wenn er derselben, die kaum genügenden Raum für einen bespannten Ochsenwagen bietet, einige Kilometer weit folgt und ein Gebüsch von nicht sehr hohen Sträuchern erreicht hat, gelangt er auf eine Hochfläche, auf deren höchstem Punkte sich ein festungsähnliches Holzhaus erhebt, welches von einem Duzend Hütten umgeben ist. Dieses Haus ist die Wohnung von Cobos und sein Vorrathshaus, von wo er mit seinen Wächtern die mit Zuckerrohr bespflanzten Ländereien ganz übersteht. Der lachende Anblick der Felder, der des Meeres auf der einen Seite und der Bergweiden auf der anderen, die frische und reine Luft, welche man da athmet, machen jenen Aufenthalt wunderschön und erinnern den Besucher an die lachenden Gefilde Italiens. Das Haus wurde von Cobos im Jahre 1880 erbaut und er hat es auch noch nicht verlassen, obwohl seine Arbeiter oder Peones, wie sie hier genannt werden, unzufrieden mit der mühsamen Arbeit und dem ihnen bezahlten Lohne, Anschläge auf sein Leben geschmiedet hatten; auch hieß es kurz vor der Ankunft des „Vettor Pisani“, er habe auf die Nachricht, daß sich eine Verschwörung gegen ihn gebildet habe, fünf als die Häupter derselben bezeichnete Personen erschießen lassen. Dieses summarische Verfahren, welches, wie einige Ackerbauer dem Berichterstatter mittheilten, durch Eifersucht in Liebesachen veranlaßt worden war, kam zu Ehren der Regierung von Ecuador, welche angeblich Cobos eine nachdrückliche Warnung zukommen ließ.

Das Hauptprodukt der Hacienda ist das Zuckerrohr, aus dem Melasse verfertigt wird, die Cobos nach Guayaquil schickt, wo man sie zu Zucker verarbeitet. Außerdem erzeugt er mittels zweier Retorten „Aguardiente“, eine Art Branntwein, das Produkt, welches ihm am Meisten einträgt.

Er besitzt augenblicklich 60 Cuadras Feld (Cuadra ist ein Quadrat von 100 Varas à 0,84 m Seite), die mit Zuckerrohr bespflanz sind. Jede Cuadra Zuckerrohr giebt 35 bis 45 Boticas Alkohol, deren jede zu Guayaquil 10 bis 12 Pesos gilt. Er pflanzt das Rohr mit zwei Varas Distanz; es könnte dieser Abstand aber wie in Peru auf 1,5 Varas beschränkt und dadurch ein bei weitem höherer Ertrag erzielt werden, wenn nicht etwa der größere Raum auch zu einer kräftigeren Entwicklung beiträgt. Der erste Schnitt findet nach 18 Monaten, der zweite ein Jahr später, der dritte nach weiteren 10 Monaten statt; was die

weiteren Schnitte betrifft, so besitzt man noch keine Erfahrung, da (damals) kaum drei Jahre vergangen waren, seitdem er das Unternehmen angefangen hatte.

Zur Zeit der Anwesenheit des „Vettor Pisani“ befanden sich 61 Arbeiter dort, außerdem 27 zu denselben gehörige Frauen; sie wurden folgendermaßen behandelt: Wenn Cobos zu Guayaquil eine Person traf, die sich drückender Schulden wegen in Geldverlegenheit befand, gab er ihr einen Vorschuß von etwa 100 Pesos, um sich aus der Verlegenheit zu retten und nahm sie dann mit sich, unter der Verpflichtung, den Vorschuß durch ihre Arbeit abzuverdienen. Einmal auf der Hacienda angekommen, empfangen die unverheiratheten Leute volle Verpflegung und monatlich 12 Pesos. Der verheirathete Mann erhält 20 Pesos, hat eine Hütte für sich, zwei Pfund Fleisch täglich, 12 Pfund Yuca (Maniok) und zwei Sapayos wöchentlich. Alle Nahrungsmittel gehören zu dem Monopole, welches Cobos besitzt. Er verkauft sie seinen Arbeitern zu einem von ihm selbst festgesetzten Preise. Dieses System, wie despotisch es auch sein, zu wie viel Mißbräuchen es auch Veranlassung geben möge, herrscht doch in Südamerika ziemlich allgemein und verschafft den Hacienda-Besitzern große Vortheile.

Die Arbeit wird jeden Morgen vertheilt; um $\frac{3}{4}$ 6 Uhr ruft eine Glocke die Arbeiter zur Wohnung des Herrn, welcher Jedem die Arbeit zutheilt; um 6 Uhr auf ein zweites Glockenzeichen begiebt sich Jeder an die ihm angewiesene Stelle, wo er um $6\frac{1}{4}$ Uhr eingetroffen sein muß. Von 11 bis 1 Uhr ist Essenszeit und Ruhepause und von 1 bis 5 Uhr wird wieder gearbeitet; hiernach zieht sich Jeder nach seiner eigenen Wohnung zurück. Anfang und Ende der Arbeit wird durch Glockenzeichen bekannt gemacht.

Außer dem mit Zuckerrohr bespflanzten Boden besitzt Cobos 580 Cuadras eingezäunte Weide, auf welchen die schon gezähnten Thiere, Rinder, Pferde und Esel und endlich alle wilden Heerden, im Ganzen etwa 8000 bis 10 000 Rinder, 1000 Esel und eine Menge Schweine untergebracht sind. Verschiedene Nährpflanzen, Yuca (Manioca), Camote (Batata edulis), Otoy (Caladium esculentum), große Bataten, welche in Scheiben geschnitten, das Brod ersetzen, und Bohnen, welche in weniger als drei Monaten reifen, werden kultivirt; auch sind verschiedene Fruchtarten angepflanzt worden. Die Insel liefert viel und gutes Brenn- und Bauholz; zu bemerken wäre besonders eine Art Holz auf Albemarle, Favonillo genannt, dessen Rinde die Seife ersetzen kann.

Die Ausfuhr der Kolonie besteht in Aguardiente, Melasse, Leder, verschiedenen Sorten Bataten und Kalk. Letzteren findet man auf der Insel; nachdem er gebrannt ist, wird er in Guayaquil zu 8 bis 10 Realen (à 0,42 Francs) per Centner von 46 kg verkauft. Ferner hat Cobos auf Chatham eine rothe Erde gefunden, die, mit etwas Leinöl angerieben, eine ausgezeichnete Farbe giebt, und eine Steinart, welche pulverisirt als Cement dient. Von der Insel James (Santiago) holt er das Salz, welches sich in der Nähe des Meeres absetzt und nicht nur als Lebensbedürfniß, sondern auch für die Behandlung der Häute sehr wichtig ist.

Aus Allem geht hervor, daß Herrn Cobos nichts fehlt, aus der Insel eine große Besitzung zu machen, welche mit der Zeit einen bedeutenden Ertrag liefern kann, besonders wenn die Verbindung mit der Küste häufiger und sicherer wird. Jetzt wird dieselbe nur mittels einer einzigen, Cobos gehörigen Golette bewerkstelligt, welche seine Produkte nach Guayaquil befördert.

Zum Schlusse mögen einige Worte über die meteorologischen Bedingungen der Gruppe folgen, die auf von Cobos

gemachten Beobachtungen beruhen. Vom April bis Januar herrschen Südwinde, die häufig nach Südost und Südwest umschlagen, und vom Januar bis April schwache Südwest- und Ostwinde. Die trockene Jahreszeit umfaßt die Monate November, December und Januar; vom Januar bis April folgt eine Periode mit nicht regelmäßigem Regen, und die eigentliche Regenzeit tritt vom April bis November ein. Die Durchschnittstemperatur der Periode von Januar bis April beträgt im Hause von Cobos 26°, an der Küste 28 bis 30°, vom April bis Januar 19° resp. 24° am Strande. Manuel Cobos ist ein schöner, hochgewachsener und kräftiger Mann von 45 Jahren, wie es scheint; er hatte einen schweren Kampf im Leben durchzukämpfen und hat ihn mit Ruhm ausgefochten; sein Benehmen ist gewinnend, und er

war seinen Gästen gegenüber sehr höflich und gastfrei. Obwohl seine Hacienda erst kurze Zeit besteht, ist sie sehr gut eingerichtet und zeigt in Allem die Thätigkeit ihres Besitzers und die gute Ueberlegung, mit welcher er seine Maßregeln getroffen hat. Wenn sich mehr Menschen von der Art des Herrn Cobos fänden, könnte die Galápagos-Gruppe sehr großen Vortheil abwerfen, und es würde dies um so wichtiger sein, als die (freilich erst in unsicherer Zukunft erfolgende) Eröffnung des Panama-Kanals ihr eine erhöhte Bedeutung geben wird. Dort wäre es für unternehmende und muthvolle Leute leicht, sich nicht nur eine gewinnbringende, sondern auch eine nützliche Zukunft zu eröffnen, die gewiß weniger unsicher als manche andere wäre.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Am 1. Januar wurde in Rangun eine große Parade der dort stehenden Truppen abgehalten und dabei in Anwesenheit zahlreicher Eingeborenen eine Proklamation des Vicekönigs von Indien, Earl of Dufferin, verlesen, worin Namens der Königin und Kaiserin die Einverleibung Ober-Birmas in das Britische Reich ausgesprochen wurde. Ein Reich von etwa 450 000 qkm Umfang und 3½ bis 4 Millionen Einwohnern wurde damit gewonnen, die größte Landerwerbung, welche Groß-Britannien seit der Annexion des Pendschab gemacht hat, vollzogen und britisches Gebiet grenzt jetzt auf einer weiten und leicht zugänglichen Strecke an China, während die Grenze im Himalaya für den Verkehr die größten Schwierigkeiten bot. Aber gerade China macht geltend, daß Birma sein Vasall sei und das wird auch von englischer Seite zugegeben („Mail“ vom 4. Januar 1886). Noch 1875 sandte Birma eine Gesandtschaft mit Tribut nach Peking, während umgekehrt die chinesischen Gesandten untergeordnete Beamte waren, die lediglich der Gouverneur der Provinz Sünnan abordnete, nicht der Peking Hof. Nun wird aber eine Ausnutzung des Erworbenen, Schaffung eines Handelsverkehrs u. s. w. durch England nicht möglich sein ohne Mitwirkung Chinas, welche nicht ohne eine genügende Entschädigung zu erlangen ist; daher die Zeitungsnachrichten von einer eventuellen Abtretung des nördlichen Birma nebst Bhamo an China. Auch im Osten und Südosten sind die Grenzen der neuen Erwerbung einzuweisen noch unbestimmt genug, da die dortigen Scharn sowohl an Birma, wie an Siam Tribut zu zahlen gewohnt sind. Hier wird sich vielleicht auch Frankreich eine Handhabe bieten, um die Scharn auszuweihen, welche ihm die englische Annexion Birmas unmittelbar nach dem Augenblicke schlug, in welchem es sich einen großen Einfluß auf Birma gesichert zu haben glaubte (vergl. „Globe“ Bd. 48, S. 270). — Den größten Vortheil von der Annexion werden zunächst die Birmanen selbst haben, insofern ihre despotische Regierung gestürzt wurde und gesichertere Zustände eintreten werden. Dann aber ist das Land so reich an Cerealien, Wäldern mit werthvollen Nuzhölzern, Mineralien u. s. w., daß sein Handel sich ansehnlich entwickeln wird; unter seinen Produkten werden genannt über 100 Arten Reis, Mais, Hirse, Weizen, Tabak, Senf, Indigo, Baumwolle, Thee, Früchte, Gummi, Kautschuk, Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Antimon, Wismuth, Kohle, Petroleum, Salz, Jade, Marmor, Salpeter, Bernstein, Magneteisen, Edelsteine u. s. w. Um diese Schätze, deren Vorhandensein gut bezeugt ist, heben zu können, wird es sich für die Eng-

länder vor Allem darum handeln, die Dacoits (Räuberbanden) zu beseitigen und sich mit den Grenznachbarn, China an der Spitze, gut zu stellen.

Afrika.

— Ein Werk, das bisher vollständig fehlte, eine Kulturgeschichte Aegyptens, hat uns Professor Adolf Erman in seinem „Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum“ (Bd. 1, Tübingen 1885, H. Laupp'sche Buchhandlung, 8 Mk.) geschenkt. Es ist ein geistreich und unterhaltend geschriebenes Buch, zu welchem der Autor den Stoff selbst aus den Denkmälern und Papyrus gesammelt hat, da es an Vorarbeiten fast ganz fehlte, und stets fühlt der Leser sich den Ergebnissen einer Forschung gegenüber, die auf dem sicheren Boden kritischer, philologisch-historischer Methode arbeitet. Für wissenschaftliche Benutzer des Buches sind zahlreiche Belegstellen unter dem Texte bestimmt; wir glauben, daß z. B. der vergleichende Ethnologe in ihnen ein vortreffliches Hilfsmittel zu seinen Studien erhalten hat. Höchst lehrreich sind auch die zahlreichen Abbildungen, die mehr als gewöhnlich dem Zwecke entsprechen, das gedruckte Wort zu erläutern. Die speciellen Themata, welche der erste Band abhandelt, sind der König und sein Hofstaat, Polizei und Gericht, Familie, Haus, Tracht und Vergnügungen, denen einleitende Kapitel über das Land, das Volk und die Geschichte vorausgehen. Obwohl der Verfasser von letzteren sagt, daß sie seiner eigentlichen Aufgabe fernlägen, so gehören sie doch mit zu den anziehendsten. Wir geben hier wieder, wie sich Erman den Charakter der alten Aegypter denkt (S. 58). „Sie erscheinen uns als ein verständiges Volk mit praktischem Sinne und großer Energie, aber von auffallendem Mangel an dichterischer Phantasie, recht als ein Volk von Bauern, wie es in dieses Land schweren Ackerbaues hineingehört.“ Es sei uns noch gestattet, die Schilderung anzuführen, die ein gründlicher Kenner Aegyptens Wädeler, Unterägypten, S. 47) von seinen heutigen Bewohnern entworfen hat; sie bezieht sich nur auf die niederen Stände, aber diese sind es ja auch allein, bei denen das natürliche Wesen des Volkes unbefangen zum Ausdruck gelangt. „Der ägyptische Bauer“, sagt er, „ist namentlich in den jüngeren Jahren erstaunlich gelehrig, klug und rührig. Im späteren Alter verliert er die Munterkeit, Frische und Elasticität des Geistes, die ihn als Knaben so liebenswürdig und vielversprechend erscheinen läßt, durch Noth und Sorge und das sein Leben ausfüllende Schöpfen mit dem Danaidenkrug. Er pflügt und erntet, er arbeitet und erwirbt, aber der gewonnene

Pflaster bleibt selten sein Eigenthum und er muß die Früchte seiner Arbeit den Mächtigen seines Landes überlassen. So wird sein Charakter der Simmesart eines begabten, aber mit Härte erzogenen Kindes ähnlich, welches, wenn es heranwächst, begreifen muß, daß es ausgebeutet wird. Dieses von Natur muntere Geschlecht, das in der harten Arbeit des Lebens seine Freudigkeit einbüßt und eigenstünnig und verstockt wird, das wird auch das Bild sein, das das alte Volk einem unbefangenen Beschauer gewährte."

— Bischof Hannington, von dessen Abreise nach dem Victoria Nyanza auf S. 175 des vorigen Bandes berichtet wurde, ist Nachrichten aus Sansibar zufolge auf Befehl des Königs von Uganda ergriffen worden, und es soll der geheime Befehl zu seiner Hinrichtung ertheilt worden sein. Das erweckt schlimme Befürchtungen für den ebenfalls nach Uganda reisenden Dr. Fischer.

— Von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ist eine Expedition unter Dr. Schmidt und Arnold Elz zu geologischen Untersuchungen nach dem Kilima-Ndscharo-Gebiete abgeendet worden.

— Nachdem der Konsul der Vereinigten Staaten Tisdell sich über die Aussichten des Congo-Staates sehr ungünstig ausgesprochen hatte, hat seine Regierung einen zweiten Vertreter, den Marineleutnant Taunt, ausgesandt, welcher bis zu den Stanley-Fällen vorgebrungen ist und über den mittleren Lauf des Stromes („das Innere des Congo-Staates" wäre zu viel gesagt) sich sehr günstig äußert, sowohl was das Klima und die Landesprodukte, als auch das Verhalten der Eingeborenen u. s. w. betrifft. Sollten sich aber auch seine Angaben bestätigen, so wäre doch immer noch die weite Entfernung der fruchtbareren Gebiete von der Küste und die Livingstone-Fälle im unteren Congo Hindernisse genug, um eine Entwicklung ziemlich unmöglich zu machen, ganz abgesehen davon, daß absolut kein Europäer in Innerafrika landwirtschaftliche Arbeiten auf die Dauer zu verrichten im Stande ist.

— Die hochinteressante Trommelsprache der Camerun-Neger ist nach Dr. Buchner's vorläufigen Schlüssen vielleicht die größte geistige Leistung nicht nur der Negerrasse, sondern aller halbwildten Völker überhaupt. Sie ist von der Dualla-Sprache gänzlich verschieden und scheint eine Art von Silbensprache zu sein. Was H. Böller über sie in Erfahrung gebracht hat, ist Folgendes (Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, Bd. III, S. 55): „Auffallender Weise haben diese Neger es in Lautsignalen weiter gebracht als irgend eine europäische Nation. Vermittels langer und kurzer Trommelaute können sie sich auf weite Entfernungen alle möglichen Nachrichten mittheilen. Bisweilen hört man ganze Nächte hindurch solche Trommelöne von Ort zu Ort und von Landschaft zu Landschaft hinüberschallen. Die Signale gleichen nicht etwa den bei unserem Militär üblichen, sondern stellen eine vollkommen ausgebildete Sprache dar, vermittelt deren man nicht nur einige genau bestimmte Befehle, sondern Alles und Jedes berichten kann. Von keinem anderen Volke der Welt weiß man, daß es eine ähnliche Verständigungsart erfunden hätte. Auch am Congo kennt man Hornsignale, durch die sich gar Mancherlei mittheilen läßt; aber so viel bekannt, ist auf der ganzen Erde einzig und allein im Camerun-Gebiete das Signalwesen zu einer voll-

kommenen Sprache ausgebildet worden. Wenn ich mit Eingeborenen aus dem unteren Camerun-Gebiete landeinwärts reiste, war es mir stets angenehm, durch ihre Kenntniß der Trommelsprache zu erfahren, womit man sich in den umliegenden Ortschaften beschäftigte und was man im Schilde führte. Bald hieß es, der und der habe seinen Bruder zum Abendessen eingeladen, bald theilte ein König seinem Volke mit, daß er sehr böse sei, weil ich ihn beim Vorübermarsch nicht besucht und ihm keine Geschenke gegeben habe, bald wurde Jemand beauftragt, Palmwein zu holen, oder es erging auch wohl der Befehl, sich auf einen etwaigen feindlichen Ueberfall vorzubereiten. — Die Trommelsprache muß gleich jeder anderen Sprache erlernt werden, und es giebt recht begabte und hochstehende Neger, wie z. B. Sim Equalla von Dido-Stadt, die ihrer nicht mächtig sind. Es scheint, daß die meisten Männer, aber von den Frauen bloß eine Minderzahl sich auf die Trommelsprache verstehen. Jedenfalls bedarf man zur Erlernung eines außerordentlich feinen Gehörs, und das Merkwürdigste ist, daß diese seltsame Signalsprache auch mit dem Munde nachgeahmt werden kann, wie dies von eingeborenen Händlern, die sich in Gegenwart eines die Dualla-Sprache verstehenden Europäers unter einander verständigen wollen, ziemlich häufig geschehen soll. Auf Dualla heißt Wasser Madiba, aber in der Trommelsprache heißt es, soweit mein Gehör zum Verständniß ausreichte, To-ku-lo-o-ku. Da das Instrument, dessen man sich zur Trommelsprache bedient, bloß zwei Töne, allerdings sehr modificirbare Töne, besitzt, so müssen die Worte der Trommelsprache natürlich sehr lang werden. Obwohl die Trommelsprache im Großen und Ganzen für jenes Gebiet, in dem sie überhaupt bekannt ist, eine und die nämliche zu sein scheint, so giebt es doch gewisse örtliche Verschiedenheiten, die ich nicht in der Ebene, wohl aber im Gebirge angetroffen habe, und die es mit sich bringen, daß sich dort bloß gewisse Gruppen von Dörfern unter einander verständigen können."

Südamerika.

— Die Aktiengesellschaft für deutsche Ansiedelung in Südamerika, „Hermann", hat in S. Feliciano in der Provinz Rio Grande do Sul fünf Quadratleguas (ca. 21000 Hektar) zu sehr billigen Preisen erworben und läßt jetzt dort Verkehrswege herstellen, das Land vermessen und die ersten Einrichtungen zur Aufnahme von Auswanderern treffen. Im Januar 1886 geht ein Beamter zur definitiven Organisation der Kolonie hinüber, welcher man ohne Weiteres ein ungleich besseres Prognostikon stellen kann, als Ken-Guinea und Camerun, Angola Pequena und Ostafrika. Denn in diesen vier Ländern wird nun und nimmer ein Deutscher auf die Dauer leben können, in Südbrasilien aber vermag er zu gedeihen.

— Wie aus Buenos Ayres gemeldet wird, ist Thonar am 17. Oktober nach dem Pilcomayo, dessen Schiffbarkeit er untersuchen soll, aufgebrochen, nachdem er beinahe einen Monat in Asuncion zuzubringen genöthigt war, um die erforderlichen Transportmittel, 50 Pferde, 18 Ochsen und 10 Maulthiere anzuschaffen. Die Indianer scheinen kriegerisch gesimmt zu sein, weshalb ihn eine Eskorte von 25 Mann nebst 3 Officieren begleitet.

Inhalt: Dr. F. Meis' Reise im oberen Laos-Lande. III. (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Metzger: Die Bewohner der Carolinen. I. — Ein Besuch auf den Galapagos-Inseln. (Bericht des Grafen Robert Pandolfiui.) — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 7. Januar 1886.)